

(Nachdruck verboten.)

10]

Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.
V.

Direktor Bratt ging sonntäglich gekleidet in Hemdsärmeln umher und sorgte mit einem gewissen Behagen dafür, daß der Wein die richtige Temperatur erhielt. Er hatte ihn eigenhändig aus dem Keller geholt, und das Ganze ging mit einer gewissen feierlichen Umständlichkeit vor sich.

„Siehst Du, Zette,“ sagte er, „Johnstons so einen gewöhnlichen Sonntagmittag hier zu haben, das ist ganz etwas andres, als Magistrat und Bürgervorstand zu speisen. Denen braucht man nur gutes Essen und guten Wein vorzusetzen, diese dagegen — die wissen, was zu jedem Gericht gehört und all dergleichen, das liegt ihnen so im Blut von alters her. Warmer Rippenbraten mit Aronsbeeren und ein Schnaps dazu als Abendmahlzeit, — worauf ich so herrlich schlafen kam, — das würde für sie eine ruhelose Nacht bedeuten.“ — — —

Frau Bratt schwebte lautlos umher in dem traulichen Zimmer, wo das Birkenholz im Ofen prasselte. Der Hut mit der großen Straußenfeder und der Pelzmantel lagen noch auf dem Tische, seit sie aus der Kirche nach Hause gekommen waren, und sie war damit beschäftigt, einige späte Herbstblumen aus dem Garten in ein Paar Vasen zu ordnen. Sie nahm die Georginen, setzte sie in die Vase und nahm sie wieder heraus, während die schwarzen Augen unsicher, zerstreut auf Bratt ruhten. — Diese feinen, blaßlila Aftern paßten so gut zu Johnstons.

Der Direktor brachte vorsichtig eine Reserverflasche, die in richtigem Abstand vom Ofen liegen mußte, auf zwei Holzschichten an.

Er hatte eine brillante Mitteilung, mit der er Johnstons heute traktieren konnte! Er hatte nun ganz sicher die feste Stimmenmehrheit erhalten für die Anlage einer Brücke, zu der der Weg über Johnstons Grundstück führte. Er hatte es sich aber auch sauer werden lassen, hatte den ganzen Einfluß, den er besaß, in die Waagschale geworfen.

„Denke nur, jede Quadratelle ist Goldes wert, wenn sie nach und nach eine Straße auf seinem Grundstück anlegen. — Er wird ein gemachter Mann dadurch!“

„Ich sage es ihm so ganz nebenher bei einem Glas Burgunder zum Braten, — die Schlußfolgerungen, die kommen dann ganz von selber.“ — —

„Ich will mich amüsieren, wie ihm die Sache plötzlich klar wird, — so auf einmal, — ganz überraschend, — — ich will darauf wetten, daß er nachdenklich wird!“

Draußen im Wohnzimmer klapperten Teller und Schüsseln, während Gjertrud und die Haushälterin mit dem Decken des Tisches beschäftigt waren, wozu sie große altmodische Servietten und das tägliche, massive Silberzeug benutzten. Auf dem Büfett standen, ein wenig festlich abstechend, zwei prachtvolle hohe Tafelaufsätze mit Muldebeercrème in blauen Glasschalen.

Der Direktor ging, die Hände auf dem Rücken, umher, ohne den Kopf anzugucken. Er empfand eine eigenartig tiefe Befriedigung bei dem Gedanken, Johnstons auf diese Weise wieder in die Höhe helfen zu können.

Während all der Zeit, die sich Anders Bratt von Jugend auf emporgearbeitet hatte, seit seiner frühesten Jugend, hatte er die Macht und das Ansehen des Eisenwerksbesitzers in unerreichbar vornehmer Höhe über aller Häuptern schweben sehen, und war Zeuge gewesen, wie er den ganzen Distrikt zwischen den Fflügelspitzen umschloß, — hatte ihn aus Herzensgrund gehaßt! — Jetzt, wo der mächtige Vogel in ökonomischen Ruin gestürzt da lag, bewunderte er seine Federn mit pietätvollem Respekt, — er hatte ihn ja einmal fliegen sehen! Johnstons hatte als Schwiegersohn und naher Verwandter nur die schwere Zeit mit durchgemacht, als das Geschäft unaufhaltbar seinem Untergang entgegen ging — er war kopfüber aus seiner Gelehrtenkarriere in all diesen Wirrwarr von Waldbesitzungen, Fabrikbetrieb und Vertehr mit dem Auslande hineingeraten, er hatte seinem Schwiegerbater ein ganzes Leben geopfert, nur um hier von vorn wieder anzufangen, mit zwei-, dreitausend Kronen jährlich.

„Du kannst Dich darauf verlassen, Zette, Punkt drei Uhr sind sie hier,“ mahnte Bratt.

„Sonderbare Menschen,“ redete er vor sich hin. „In Geschäften ist es immer nur so, so, la, la mit der Präcision, Aber wenn es sich um eine Einladung zu Mittag handelt, da betrachten sie es wie ein Verbrechen, wenn sie nicht präzise da sind!“

Er eilte auf das Comptoir, um die notwendigsten Postfächer zu erledigen, ehe die Gäste kamen.

Nach Tische attrapierte Abraham Gjertrud draußen auf der Haupttreppe.

„Kennen Sie vielleicht den Hamburger Kurs, Fräulein Gjertrud?“ fragte er mit feierlicher Geschäftsmiene. Sie war während der ganzen Tischsitzung höchst abweisend und unzugänglich für alle möglichen geistreichen Bemühungen gewesen.

„Ich glaube, wenn Sie im Notizbuch nachsehen wollten, würden Sie ein Schaf oder ein Pferd finden, denn das sind doch wohl im Grunde die Kurse, die Sie aufzeichnen!“

„Spöttisch und spitz! Wenn Sie ahnten, wie schlecht Sie das kleidet! Sie sind von Natur offen und gut, aber jedesmal, wenn Sie sich mit mir einlassen, sieht es aus, als wagten Sie sich auf eine unsichere Brücke hinaus. Mißtrauisch und zurückhaltend, — — das ist gegen Ihre Natur, wissen Sie, so zu sticheln und zu prickeln.“

„Als wenn ich Verstand genug hätte, um mit Ihnen zu reden, das ist mir zu fein und zu tief.“

„Nehmen Sie sich in acht, Gjertrud, daß Sie kein Dornenstrauch werden! Sticht sie nicht schon so, daß — hu! Aber nun sollen Sie mir sagen, weshalb Sie eigentlich so häßlich und unfreundlich gegen mich geworden sind. Wir waren doch früher stets so gute Freunde!“ Er sagte das mit einer gewissen Wärme.

„Sie meinen, wenn man Sie nicht in allen Stücken bewundern kann, so —“

„Lassen Sie das Necken sein, Sie Vackfisch!“

„Jetzt hab' ich's satt!“ — Sie machte Miene, sich zu entfernen.

„Hören Sie, Gjertrud! Wenn Sie ahnten, wie Sie mich quälen!“ sagte er plötzlich ganz niedergedrückt. „Wenn Sie glauben, daß ich mich selber für etwas Besonderes halte, so irren Sie sehr. Da ist nicht so viel wie der kleine Finger von einem ordentlichen, brauchbaren Menschen in mir, nichts, was ich nicht mit Bergnügen die Treppe hinabschleudern würde.“ — er schlug hitzig mit seinem langen Wein aus.

„Ich glaube, wenn ein anderer das sagte, so —“

„Gjertrud, stellen Sie sich nur nicht gar zu kindlich an! Glauben Sie, daß ich so etwas zu Ihnen sagen würde, wenn ich nicht glaubte, daß Sie im Stande seien, mich zu verstehen?“

„Ach, so ein Vackfisch —“

„Gjertrud, die ganze Zeit, während wir bei Tische saßen, mußte ich Sie ansehen, wie dieser rote, lose gefaltete Brustlat Ihnen stand zu all' dem Schwarzen, dem Kleid, dem Haar, den Augen. Sie wurden zu einer voll entfaltenen, reichen Nelke.“

„Ach was, lauter Lügen und Duft und Luft! Wir saßen zufällig auf derselben Seite,“ fügte sie hinzu.

„Süße Unschuld! Es fiel mir wirklich nicht ein, quer durch Tante Sophie und Ihre Mutter zu sehen, ich hatte Sie so bequem gegenüber im Spiegel. Ich sah so alles, was Sie dachten, in großen Zügen. — Entfennen Sie sich noch, Gjertrud, wie Sie dastanden und mir zusahen, wenn ich zeichnete? Sie waren damals einen Kopf kleiner und ungleich lebenswürdiger, denn Sie glauben ebenso sicher wie ich, daß es ein wahres Meisterwerk sei und daß ich ein großer Maler wäre. Und das werde ich Ihnen niemals vergessen. Damals glaubten Sie an mich!“

Unwillkürlich ergoß sich ein tiefer Schimmer über ihr Gesicht. Sie lachte so eigenartig, entann sich doch sehr wohl, wie sie darüber nachgegrübelt hatte, um es fertig zu bringen, seine Zeichnung von dem verstorbenen Ziegenbock in einen zu großen vergoldeten Rahmen zu setzen, der oben auf dem Boden lag.

„Sehen Sie, Gjertrud,“ sagte er zutraulich, „ich muß nur an meiner Aufgabe festhalten, an Tieren und Tiermenschen. Ich kann nichts dafür, daß ich stets das Tier in

einem jeden Gesicht erblicken muß, und dann nimmt das so überhand, daß die Leute sagen, ich mache mich nur lustig. Ich muß stets ein Tier im Menschen sehen, sonst verschwinden mir die Charakterzüge ganz. Ich komme wohl niemals weit mit ernstern Bildern, ich möchte Sie wohl einmal zeichnen, wenn Sie so recht wütend sind!"

"Höchst galant!"

"Ich müßte etwas ewig Blanques, Gewitterschwarzes für die Augen finden können."

"Und was für eine Art von Tier, wenn ich fragen darf?"

Er schüttelte den Kopf. "Nun sind Sie, Gjertrud, so jung und natürlich und kameradschaftlich, und deswegen habe ich Lust, aufrichtig gegen Sie zu sein. Ich will Ihnen gestehen, daß ich Sie gern habe — es schadet Ihnen ja nicht, daß ich es sage — ich habe Sie ganz schrecklich gern! Sie sind viel mehr für mich, als Sie ahnen. Werden Sie nun, bitte, nicht böse! Aber wenn ich an etwas Schwarzes denke, was lebt und schimmert und flimmert, ach, in allen Nuancen — so reich — dann sind Sie es. Aber sehen Sie, dann ist da noch eine andre, ganz in Blond, so daß man sich verrückt daran sehen kann."

"Puh, Welch' eine Fajeselei!"

"Nein, es ist kein Puh und auch keine Fajeselei. Ich habe wach gelegen und bin ganz verzweifelt darüber gewesen, als sollte ich von Pferden zerrissen werden, nur, weil ich so ganz verrückt geworden bin von einer Blonden und einer Schwarzen auf einmal!"

Sie bekam diesen weißen Schimmer in den Augen, den er so gut an ihr kannte: "Ach, es ist ein Jammer mit Ihnen! Eine Verzückung für jede Farbe! Und dann ist ja noch etwas, was man die Mittelöne nennt," fügte sie spöttisch hinzu.

"Glauben Sie, daß ich es nicht merken kann, daß Sie oben bei Klaus gewesen sind und revidiert haben? Die Zeichnungen da, die taugen alle nichts! Die einzige, von all denen da oben, an der etwas ist, das ist das Bild von Otta Göiby; daraus könnte man etwas machen. So, wollen Sie jetzt fort laufen mit allen den häßlichen Gedanken, die ich Ihnen von den Augen ablesen kann? Verstehen Sie denn nicht, daß ein Modell jedesmal eine Begeisterung ist? Man malt nicht einmal ein Tier, ohne sich glühend dafür erwärmen zu können, einen Hund, eine Kasse, einen Dorsch oder einen Taschentreß, gleichviel! — Und Otta, wenn sie so auf den hohen Hirschbeinen hüpf und sich im Rücken wiegt — ach, ich würde etwas darum geben, wenn ich sie einmal von mir weg malen könnte, so daß sie mir aus dem Kopfe käme."

"Sie malen — von sich weg?" schnappte sie, als rings sie nach Luft.

"Ja, denn sonst kann man ja verrückt und wahnsinnig davon werden. Ach, ich sah es Ihnen wohl bei Tische an, daß Sie sich irgend welche Gedanken über mich machten, daß Sie oben bei Klaus gewesen waren und sich etwas in den Kopf gesetzt hatten."

"Wieso, wenn ich fragen darf?"

"Ja, wieso?" Er grübelte sinnend nach.

"Sie, Gjertrud, sind ungefähr das einzige, was ich jetzt nicht gern für mich zu Grunde gehen sähe. Ich bin gar nicht so wie andre."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Geheimnis von Lhasa.

Endlich liegen eingehende und authentische Nachrichten über das geheimnisvolle Lhasa in Tibet, die Stadt des Dalai Lama, vor, in die so viele Forscher vergebens einzudringen versucht haben. Das Dunkel, das die Stadt umgab, hat sich gelichtet, und es zeigt sich das Bild einer recht gewöhnlichen Stadt, die nicht viel Mysteriöses an sich hat. Dem russischen Forscher Zybikow ist es nicht nur gelungen, in die Stadt zu gelangen, sondern auch dort ein Jahr zu leben. Er war freilich nicht der erste Europäer, der in Lhasa eingedrungen ist, sondern schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts hat es der Mönch Odorico di Pordenone besucht. Ihm folgte 1624 der Jesuit Antonio d'Andrada. Seit der Austreibung der kleinen Kolonie der Kapuziner im Jahre 1760 haben aber nur drei Europäer die Stadt erreicht, der Mathematiker Manning aus Cambridge 1811 und die französischen Missionare Huc und Gabet 1846. Von den Forschern, die kürzlich nach Lhasa vordringen wollten, seien Dr. Sven Hedin, Savage Landor und Prschewalsky erwähnt. Professor Zybikow von der Petersburger Universität war besonders günstig, da er ein buddhistischer Purjät ist und die tibetanische Sprache beherrscht.

Im Sommer 1900 kam Zybikow, wie einem Bericht eines Ver-

treeters von Neuter zu entnehmen ist, ins Land, nachdem er sich Centraltibet über den Berg Dounza genähert hatte, wo 1879 Prschewalsky zurückgewiesen wurde. Lhasa liegt malerisch auf dem Südbahang eines Berges und hat im Süden und Westen prächtige Gärten. Durch den Süden der Stadt fließt der Utschu, und Deiche und Kanäle sind zum Schutz gegen Uebersutungen errichtet. Eine schöne breite Straße, die zu religiösen Umzügen und Aufzügen dient, umgibt die Stadt. Religiöse gehen diese Straße entlang und werfen sich alle fünf oder sechs Fuß nieder, also etwa 3000 mal im Laufe eines Tages. Die kleine Stadt, die höchstens 10 000 Bewohner hat, ist ein wichtiger Handelsmittelpunkt; die eingeborenen Händler sind jedoch Frauen. Inmitten der Stadt liegt der Buddha-tempel, der etwa 140 Quadratzuß umfaßt und drei Stodwerke hoch ist, mit drei vergoldeten chinesischen Dächern. In ihm steht eine Niesenbronzestatuë Buddhas mit einem Kopsfuß aus getriebnem Gold mit Juwelen; und davor brennt ein Opferfeuer, das mit geschmolzener Butter unterhalten wird. In andren Räumen des Tempels befinden sich noch andre Statuen und Reliquien, darunter die Statue der Göttin der Frauen, der Spirituellen und Weizen geopfert werden. Der Weizen wird sogleich von Mäusen gefressen. Das heilige Gebäude enthält auch Räume für den Dalai Lama und seinen Rat. Da ebenso wie die Stadt im siebenten Jahrhundert gebaute Residenz des Dalai Lama liegt etwa eine Meile von Lhasa auf dem Berg Bodala (Buddha Pa). Dicht dabei liegt das alte Schloß Hodson-Bodala, ein neunhöckiges Gebäude von 1400 Fuß Länge, in dem das Schatzamt, die Münze, die Schulen der Theologie und Medizin, Wohnungen für 1200 Beamte und 500 Mönche und ein Gefängnis untergebracht sind. Unter andren Klöstern und Tempeln bei Lhasa befinden sich drei, in denen sich 15 000 Mönche hauptsächlich dem Studium widmen. In einem, Prabun, studieren fast 6000 Personen, Knaben, junge Leute und selbst graubärtige Patriarchen, Theologie; die Gesamtzahl der dort wohnenden Mönche beträgt 8000. Nach der herrschenden religiösen Lehre sind viele Geister ständig in Menschen wieder verkörpert. Der Dalai Lama ist der „lebende Buddha“. Ein anderer Vereidiger des Glaubens ist der Geist Choidshen, dessen Macht sich durch fromme Asketen befundet, die ihr Leben in Kontemplation verbringen. Seit dem 15. Jahrhundert liegt alle weltliche und geistliche Macht nominell in den Händen des Dalai Lama, aber China unterhält einen Mandchuresidenten und ein Heer. Um bei der Wahl eines Dalai Lama Streit zu vermeiden, legt das Wahlkongil drei Papierstreifen mit den Namen dreier Knaben in eine Urne, und der Resident entfernt mit einem Stäbchen einen Streifen. Der darauf bezeichnete Knabe wird der neue Dalai Lama. Seine Erziehung wird dann einem Kollegium gelehrter Männer anvertraut, und bis zu seinem 22. Jahre liegt die Regierung in den Händen eines vom Kaiser von China ernannten Regenten. Der jetzige Dalai Lama ist 27 Jahre alt. Er ist seit 1806 der fünfte. Der Rat des Dalai Lama, in dessen Händen hauptsächlich die tatsächliche Macht ruht, umfaßt vier sogenannte „Salons“, die vom Kaiser von China ernannt sind. Die Verwaltung des Landes liegt in den Händen einer geschlossenen Aristokratie; Vesteuerung und Korruption sind fast allgemein. Getränke, Tortur, Auspeitschen, Verbannung und Geldstrafen gehören zu den gewöhnlichen Strafen. Das tibetanische Heer besteht aus 4000 schlecht disciplinirten Männern, die mit Bogen und alten Flinten bewaffnet sind. Das Räuberwesen blüht. Die Bevölkerung, die zu Zeiten auf 33 000 000 geschätzt worden ist, beträgt nach Zybikow wahrscheinlich nur den sechsten Teil jener Zahl und nimmt ab durch Krankheiten, besonders durch Koden, und auch dadurch, daß es so viele im Eölibat lebende Priester giebt. Die Söhne der zeitweise in Tibet lebenden chinesischen Soldaten und Kaufleute werden als Chinesen, die Töchter als Tibetanerinnen gerechnet. Dann leben in Tibet noch Jnder aus Kaschmir, Mongolen und Tibetaner aus Nepal; letztere sind geschickte Handwerker, Architekten, Bildhauer und Juweliere.

Fast das ganze Land Centraltibets gehört dem Dalai Lama. Nur hohe Beamte in Lhasa haben erbliche Heimstätten. Die tibetanischen Häuser sind aus Ziegel und Stein gebaut und haben mit Ausnahme der Küchen keine Kamine. Die andren Räume haben Rauchlöcher und sind trostlos kalt. Getrockneter Dung ist das Hauptfeuerungsmaterial. Die gewöhnlichen Leute tragen weiße Gewänder aus selbstgesponnenem Stoff, die Reichen rote, die Beamten gelbe und die Soldaten blaue. Die Frauen tragen viel Juwelen. Die Hauptnahrungsmittel sind Gerstemehl, Suppe, rohes Nat- und Schaffleisch, Butter, hilde Milch und Gemüse. Weingeist kostet 4 Pf. die Flasche. Die Männer rauchen Tabak und die Priester schnupfen. Die Bewohner Centraltibets halten streng fest an ihren fast rein förmlichen religiösen Bräuchen. Gebete werden als magische Kraft angesehen und spielen bei allen gewöhnlichen und außergewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens eine Rolle. Medizin ist wenig beliebt. Die Moral ist primitiv; die ehelichen Bande sind nur sehr lose. Es ist Vielweiberei und Vielmännerei üblich, Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen. Weizen, Gerste, Erbsen, Bohnen, Rinder, Schafe, Grunzochsen, Pferde, Esel und Maultiere sind die Haupterzeugnisse. Grunzochsen und Esel werden als Lasttiere gebraucht. Die Arbeit ist billig, die Männer bekommen acht oder zwölf Pfennig für den Tag, die Frauen dienen gewöhnlich für ihren Unterhalt. Selbst ein Lama erhält für einen ganzen Tag Gebete nur 40 Pf. Schaffelle, Rindvieh, Statuen, Bücher, gelbe Lamatappen und Palschwänze, die als Koffschweife für türkische Paschas gebraucht werden, sind die Hauptausfuhrartikel. Eingeführt

Werden englische und indische Baumwollen- und Wollenstoffe, Kupfer- und Emaillegeräte aus Indien, Thee, Seide, Baumwolle, Pferde und Esel aus China. Zibitow hat aus Chassa zahlreiche Photographien und Zeichnungen mitgebracht, die das Leben und die Sitten des Landes illustrieren. Er beabsichtigt, ein Buch über seine große Reise zu schreiben. — c. k.

Kleines feuilleton.

er. Das Land. Je weiter der Zug hinauskam, desto mehr verschwanden die Spuren der großen Stadt. Ein paar Straßen noch als letzte Ausläufer, ein paar Vororte, drin die Mietkasernen mit der Villa zusammen schon das Dorf überwandten; dann verschwanden auch die. Das Land begann. Dieses weite Land, wo die Felder fernhin gehen und die Wälder blühen, wo der Wald wie ein Traum aus der Ebene aufsteigt und entschwindet.

Es fährt sich wunderbar durch das Land, wenn alle Felder voll Weizen und jeder Weizen voll Blüten steht, wenn über die Wiesen der Heudunst weht und die Lerchen trillernd ins Blaue steigen.

Das fährt sich wunderbar! Der Zug geht langsam; ein Zug mit Wagen vierter Klasse, der hat es nicht so eilig. Man wird geschüttelt, ehe man an sein Ziel kommt; aber man sieht, was am Zuge vorübergleitet. Und es gleitet viel vorbei.

Wälder, wie man sie gar nicht kennt, da drinnen bei der großen Stadt. Buchenwälder, dunkel und dicht, wo kein Sonnenstrahl durch die Zweige gleitet. Wälder, in deren Tannengrün sich Licht und hell die Birken mischen. Wälder voller Hügel und stiller Gründe, wo aus dem Dickicht der Hirsch heraustritt, um im hohen Wiesengras zu äsen.

In den Coupées rufen sie und jubeln: „Der schöne Wald, der schöne Wald!“

Aber noch schöner ist das freie Land.

Ah, dieses Land! Endlos dehnt es sich in die Weite, endlos, verschwimmend mit dem Horizont in graublauen Duftwogen, blühend an allen Ecken und Enden.

Graugrün, schimmernd wie Seide, wiegt sich das Korn im Sommerwind, goldgelb leuchtet der Raps, üppig im Kraut steht der Kartoffelacker, dürftiger Boden und doch mit Frucht gesegnet.

Fruchtgesegnet das ganze Land. Aus jeder Scholle keimt es und wächst und sprießt hundertfach, tausendfach: Nahrung des Menschen, Frucht . . . Brot . . .

O, du gesegnetes Land, das des Menschen Brot in solcher Fülle trägt! . . . O du herrliche Erde, wo jede Ackerkrume dem Menschen Frucht und Nahrung bietet! . . .

In der vierten Klasse sind sie zusammengerückt, die lange Fahrt hat die Fremdesten mit einander vertraut gemacht. Die Frauen schwagen. Mit unterdrückten Stimmen teilen sie einander ihre kleinen Leiden und Freuden mit. Die große Klasse mit dem mageren Gesicht, einem Gesicht des Glends und der Not, läßt die Blicke hin- und her über das grüne Land. Wie ein Seufzen kommt es über ihre schmalen Lippen: „Ja hier wächst allens — hier wächst's auch 'n Armen in 'n Kochtopf rein; wir in der Stadt wir können's mit Geld nich bezahlen.“

„Nee dett is richtig, wenn man so sieht, wie hier's Korn wächst und in der Stadt is's Brot so teuer.“

„Auf's Land hat der kleinste Arbeiter mehr zu essen wie in der Stadt.“

„Na gewiß doch,“ sagt eine Männerstimme, sie klingt etwas höhnischer, sie spricht in dem reinen Hochdeutsch und den scharf accentuierten Lauten Pommerns. Dem kleinen Arbeiter gehört sie an, der in der Mitte des Wagens steht. Er hält sich an dem Lederriemen, der von der Decke niederhängt. Er mißt die Frauen mit einem spöttischen Blick: „Nee . . . das ist auch nicht so. Was denken Sie sich denn? Der kleinste Arbeiter soll mehr haben wie in der Stadt? Wenn er nur so viel hätte! Die Ernte“ — er macht mit der Hand eine Bewegung über die Felder — „die Ernte, die hat der Gutsherr — der Arbeiter nicht.“

„Is richtig!“ Der alte Graubart nickt und bläht ein paar Rauchwolken vor sich hin. Er spricht mehr zu sich als zu den andern, als kamte er in halbverblassten Erinnerungen. „Is richtig, ich weiß es, ich bin gebürtig da oben bei Pölig. Ich weiß es: Felder voll Korn an allen Enden, und die Ernte bringt an de Tausend, aber mein Vater sah in 'ner Hütte, wo 's Wasser von de Wände lief, und wenn wir Sonntags Speckstippe hatten, denn war's 'n Fest, und dabei hat er gearbeitet für's Gut bald an die dreißig Jahr.“

Ein Gemurmel läuft durch den Wagen. Eine Frau sagt lässlich: „Un dat geht nu noch so vilte so . . . dat geht je alle so . . . Die for de Güter arbeiten, die denken nur nich dran.“

„Man müßt sie's denken lehren,“ meinte ein Dritter, ein stämmiger Gefelle mit blühenden Augen, er gehörte zu dem kleinen Pommern und dem Graubart und nickt ihnen herausfordernd zu: „Man müßt sie's denken lehren.“

Und die beiden nickten wieder nachdenklich und trotzig zugleich: „Jawohl, man müßt es!“ —

Und immer weiter rollt der Zug durch das Land, und immer üppiger dehnen sich die Felder.

Auf den Wiesen weiden die Kinder, Pferde tummeln sich in der Koppel. Senfenschlag klingt: Sie sind in der Feuernte. Tausend Hände regen sich geschäftig; wenn der Zug vorüberbraust — halten sie eine Sekunde inne. Rotglühende Gesichter wenden sich heraus, gebräunt von der Sonne, abgehebt von der Arbeit. Ein Winken, ein Lächeln. . . Alles vorüber.

Dörfer tauchen auf, drei, vier mit einem Male: weit verstreut und doch zugleich sichtbar . . . man kann tief hineinschauen in das Land.

Dörfer, eins wie das andre: Ein grüner Busch aus dem Felde aufleuchtend . . . niedere Häuser dazwischen, Tagelöhnerhäuser aus Fachwerk und Feldsteinen, mit Rohr und Stroh gedeckt; hoch über alle ragt die Kirche und dicht daneben liegen Gut und Schloß.

Arbeiterhütten, Kirche, Gut; der Rahmen, drin sich hier das Leben abspielt, das Leben auf dem Lande.

Die Kirchen sind alt, Jahrhunderte alt. Das heißt, das Leben hier ist alt. Jahrhunderte hat sich an diesen Stätten dasselbe Leben abgepielt.

Arbeiterhütten, Kirche, Gut . . . Armut, die für den Reichtum schafft, Reichtum, der von der Armut lebt, und die Kirche über allem.

Die Kirche, die da sorgsam wacht, daß auch die Armut fein gemüßam bleibe, und nicht begehrlig schaue nach den Gütern dieser Welt. Arbeiterhütten, Kirche, Gut; und ringsumher des Feldes Frucht, die Frucht, die für die Hütte nimmer reift.

„Man müßt sie's denken lehren.“ Der Graubart sagt es noch einmal und bläht den Dampf der kurzen Pfeife noch dichter vor sich hin! —

— Eine königliche Holz-Bibliothek. In seinen Erinnerungen aus dem italienischen Feldzug von 1860 erzählt Rüstow, welcher als Oberst-Brigadier der Süd-Armee mit dabei war, von seinem Aufenthalt in Caserta: General Medici wohnte in dem Flügel des Schlosses, in welchem König Ferdinand II. von Neapel gewöhnlich sich aufgehalten hatte. Eines Tages suchte ich Medici, fand ihn aber nicht daheim; da ich wußte, daß er bald kommen mußte, wartete ich auf ihn und zwar im Schlaf- und Toilettenzimmer weiland Ferdinands II. Ich bemerkte in demselben eine Bibliothek in einem Glasschrank. Um die Zeit des Wartens mir zu verkürzen, wollte ich mir ein Werk aus derselben nehmen. Bei dem Suchen danach fand ich, daß die Bibliothek alle Blüten, alle großen Erscheinungen der italienischen Litteratur seit dem sechzehnten Jahrhundert enthielt, offenbar von einem vorzüglichen Kenner dieser Litteratur ausgehakt und nach Fächern mit der größten Sorgfalt und Kenntnis zusammengestellt. Ich hatte endlich meine Wahl getroffen und wollte mir jetzt das Buch herauslangen; während ich den Schrank zu öffnen suchte, kam ein alter Aufwärter heran und sagte kopfschüttelnd und grimind: „Es ist nichts, es ist Holz!“ Ich verstand anfangs nicht, was der Kerl meinte, mochte und konnte nicht daran glauben, aber es verhielt sich, wie er sagte. Die Bücher waren überzogene, sorgfältig mit den Titeln in Goldbuchstaben versehene Holzstücke. Und diese Bibliothek diente lediglich als Schirm für den Toilettenraum Ferdinands II., in welchem auch der Nachstuhl stand. So behandelte Ferdinand die italienische Litteratur. Der Hohn springt in die Augen, doppelt, wenn man bedenkt, daß diesem Menschen doch die Mittel nicht fehlten, die Bibliothek sich wirklich zu verschaffen, und daß ein wirklicher Gelehrter sich dazu hergegeben haben mußte, diesen Wandschirm zu arrangieren. —

Theater.

Velle-Alliance-Theater (Das „Waldler“-Ensemble): „Der Schnizerfranzl von Waldenkirch“. Volksstück mit Gesang und Tanz in vier Akten von Fr. Seuffert. Musik von Franz Voith. — Die „Heimatkunst“ sproßt an allen Ecken und Enden. Ob und welchen Gewinn die Litteratur und die Theaterei davon haben werden, das zu entscheiden, mag dem alles verschlingenden Vater Chronos überlassen bleiben. So viel ist aber sicher: die Dramen-Sparte wird um zahllose Stücke von problematischer Gattung und zweifelhaftem Wert bereichert. Die Schauspielkunst als solche dürfte dagegen durch die häuerliche Volkskunst weder geschädigt noch sonstwie beeinträchtigt werden. Sie büßt nichts von ihrer Exklusivität ein, wenn sie ins Volk hinabsteigt und dessen urwüchsige gesunde Kraft und Natürlichkeit auf sich wirken läßt. Unter Umständen kann sie auch Succurs erhalten von ursprünglichen darstellerischen Talenten, die, jenem vollkündigen Nährboden entwachsen, zu hoher künstlerischer Leistungsfähigkeit hinansteigen. Jedenfalls bedeutet die allenthalben erwachende Liebe ländlicher Volksschichten zur Theatereierei ein günstiges Symptom. Sie zeugt von der Zunahme geistiger und künstlerischer Interessen und es wäre unbillig, diese Liebe und persönliche Bethätigung durch hämische Kritik hintenanzuhalten. Von allen deutschen Volkstämmen hat wohl der bayrische die musikalische und mimische Begabung als besonders ausgeprägtes Erbeil von Natur aus empfangen. Der oberbairischen Theatertruppe der Schliersee- und Tegernsee-Bauern hat sich nun auch ein Ensemble niederbairischer „Waldler“ zugesellt. Dies Völkchen bewahrte in seiner stillen abgeschlossenen Waldheimat noch mancherlei urwüchsige Elemente, die wo anders schon verschwunden sind, die aber, in Norddeutschland zumal, fast gar nicht bekannt sein dürften. Das eingangs genannte Volksstück, mit dem die „Waldler“ am letzten Sonabend ihr hiesiges Gastspiel einleiteten, besitz nun zwar keinerlei künstlerische Qualitäten. In stofflicher Hinsicht ist es sogar sehr auffällig von Vemo Raucheneggers „Jägerblut“ abhängig, wie namentlich der Vater Schädler und der Polizeidiener Wampel beweisen. Auch geht darin nichts vor, was man nicht schon aus dem Repertoirestücken der „Schliersee“ kennt. Es ist ein grob gezimmertes Dilettantenstück. Desgleichen wird sich niemand darstellerische Kunst erwarten. Das

dreißig Personen umfassende Ensemble setzt sich ja aus lauter Waldlerbuben und „Deandln“ zusammen, unter denen sich Josefina Wener, Marie Virl, Kaspar Scheidt, Heinerl Kindler, Josef Wender, Friedl Saalbauer und Alois Fischer herborthun. Wer aber ein frisches, fröhliches Treiben sehen, wer derben Humor und ungebrochene Waldlerstimmen, Heimatlieder und Schnadahüpfeln singen und die Musikanter auf originellen, selbstgezimrten Geigen, Bratschen, Cellos, Bässen und dergleichen lustige Tänze spielen hören will, der wird im Belle-Alliance-Theater unzweifelhaft auf seine Rechnung kommen. Besonders Interesse beansprucht der figurenreiche, originelle Waldleranzug, der hier zum erstenmal außerhalb der Waldheimat vorgeführt wird. Wir wünschen dem unter Theaterdirektor Baudreglers Leitung stehenden Unternehmen guten Fortgang und Zuspruch! — e. k.

Musik.

Seit einiger Zeit tönen in die Klagen über Mißwachs der Operetten Muse hinein von einer neuen und weiten Auserziehung dieser Kunst in der klassischen deutschen Operettenstadt Wien. Ein reicher Import ist von dorthier angefaßt. Im vorigen November errang dort das alte Mozartische und Straußische Theater an der Wien einen großen Erfolg mit der dreiaktigen Operette „Wiener Frauen“ von Franz Lehár, einem anscheinend noch nicht vorbeirasteten Komponisten; und am Sonnabend hat hier das Central-Theater in seiner Sommerfaison bei Kroll diese Novität vor die Berliner gebracht. Allerdings nicht in der ursprünglichen Fassung und Benennung, vielmehr mit Ersetzungen von spezifisch Wienerischem durch einiges allgemeines Deutsche und einiges Berlinische, und mit dem Titel: „Der Klavierstimmer“. Das war unrecht, und zwar um so mehr, als trotzdem der Inhalt des Stückes nicht ganz aus dem Wienerischen herausgehoben, das Ganze eine Halbheit ist. Also schon eine Behandlung, die Publikumsware, nicht künstlerische Notwendigkeit geben will. Von einer solchen ist aber auch in der Urfassung nichts Rechtes zu bemerken. Schade: denn der Komponist hätte die Mittel dazu. Er sann vor allem das Drehwerk gut behandeln, er instrumentiert sorgfältig und anregend; er hat hübsche Einfälle in der motivischen Tonfolge und in der Stimmführung (wie namentlich die Duette Nr. 5 und Nr. 11 zeigen); er versteht auch, mit packenden Steigerungen dramatisch zu werden. Am Schluß des ersten Aktes haben ihm die Textverfasser, D. Tann-Vergler und E. Korini, Gelegenheit zu einem Finale gegeben, das durch sein geschicktes tragikomisches Wirken mit einfachen Mitteln einen Platz in der Geschichte der Operette einnehmen darf. Das junge Ehepaar singt seinen Vorbereitungsgefang zur Intimität; nach dessen Beendigung ertönt aus dem Nebenzimmer Spiel und Gesang des Klavierstimmers, in welchem die junge Frau ihren tot geglaubten Jugendgeliebten erkennt. Das weitere läuft nach modernem Operettenprogramm ab: der Unglückliche soll an die und die und die verheiratet werden, bis sich endlich alles in Frieden löst. So ist denn ein Text da, der im ganzen eine auch nur halbwegs kunstvolle Behandlung unmöglich macht. Pöffe mit Couplets, von denen nicht einmal das eines ehemaligen Lambourmajors sich die Mühe giebt, auf seinem „Schindradum“ eine wirkliche und wahrhaftige Weltanschauung des höheren Blödsinns aufzubauen. Ob der Komponist weiß, daß in ihm ein musildramatisches Talent haust, das aber, anscheinend ohne ein Widerstreben, im Sumpf der breiteren Dudelmusik steden bleibt?! Ist es wirklich Wiener Eigenart, mit einer großen Begabung voll origineller anschaulicher, elastischer und plastischer, spaßiger und drastischer Ausdrucksweise etwas Schönes und Eigenartiges anzufangen und sich dann, wenn's zur Ausführung kommen soll, vom Ringstrangengigerl und Prateraspel so ins Genick schlagen zu lassen, daß der Wind zur Gasse trifft?! Unter den gegebenen Verhältnissen war natürlich nicht daran zu denken, daß der Komponist den von uns längst erwarteten Versuch gemacht hätte, eine Operette ohne Sprechdialoge durchzukomponieren, mit allen den dazu möglichen Mitteln: dem parlanten und dem lautanten Recitativ, der unendlichen und der endlichen Melodie, usw. Allein man achte doch auf die musikalisch so glückliche Situation des Klavierklanges von dem Unglücksmenschen aus dem Nebenzimmer. Was hätte das nicht für ein motivisches Hin- und Herführen ergeben können! Nichts davon. Auf dem Ueberbrettl war ähnliches schon besser gemacht. Im übrigen geht die Sache, wie sie mit den besseren Operetten meistens geht: die ersten anderthalb Akte lassen sich recht gut an, die letzten anderthalb sind nicht mehr des Drangebens der Nachtrübe wert.

Die Berliner Aufführung schob noch ein Ballett von Meister Eugen Schleich ein, genannt „Valse moderne“, eine unmoderne Pufferei mit anmutigem Blumenpiel und einer entsprechenden Musik des Dirigenten Kurt Goldmann, die immer noch besser war, als was man bei einer industriellen Arbeit von dem Dirigieren verlangen kann. Auch sonst gab es, was es vom Central-Theater eben giebt. Die alibetamten Kräfte spielten unterhaltlich und sangen nicht durchgehend schlecht, Josefina Vettori sogar gut, soweit nicht ihre Töne in der Höhe gaunig und lechig waren, und Oskar Braun, uns vom Theater des Westens her bekannt, mit einem üppigen, etwas derben Tenorbariton. Die übrigen entschädigten für manches Minus durch einiges Plus im charakteristischen Vortrag.

Verantwortlicher Redakteur

Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag:

Vielleicht gab es bei der Premiere, statt deren wir erst die zweite Aufführung hörten, noch diese oder jene Feinheiten außerdem. Fein sind jedenfalls nicht die Schwierigkeiten, unter denen man endlich mit Mühe dazu kommt, sich ein Billet und das Textbuch, das in bekannter Weise nur die Gesänge enthält, zu verschaffen. — sz.

Meteorologisches.

— Das Klima Kanadas. Im Februarheft von Symons' „Meteorological Magazine“ bespricht R. F. Stupart, der Direktor des kanadischen meteorologischen Dienstes, das Klima Kanadas und räumt mit der alten Anschauung auf, als wäre Kanada ein außerordentlich kaltes Land. Ein großer Teil Ontarios liegt in der Breite Südfrankreichs, Toronto südlicher als Florenz und das Süden von Ontario südlicher als Rom. Mit Bezug auf Vancouver bemerkt Stupart, daß der Regenfall an der exponierten Westküste 2500 Millimeter übersteigt, in den östlichen Teilen aber nur die Hälfte davon beträgt. Die mittleren Monats- und Jahrestemperaturen entsprechen sehr genau denen in einzelnen Teilen Englands; die Sommer sind eben so lang, und strenger Frost kommt kaum jemals vor. Auf dem gegenüberliegenden Festlande ergaben die Beobachtungen auf einer 110 Kilometer landeinwärts belegenen Versuchsfarm als mittlere Temperatur des Januar 0,5 Grad Celsius und des Juli 18 Grad Celsius; die beobachtete niedrigste Temperatur betrug — 25 Grad Celsius, die höchste 36 Grad Celsius. Weiter östlich sind die Sommer wärmer und die Winter kälter, doch ist helles, trockenes Wetter die Regel. In den Prairiegeländen sind die Winter zu Zeiten sehr kalt, die Luft jedoch ist trocken, eine Temperatur von 20 Grad bereitet keine Unbequemlichkeiten, und früh im Mai sind die Prairien mit Blumen geschnüdt. — („Globus.“)

Humoristisches.

— Der Amateurphotograph. „Sehr schön! Was ist denn dös für a Gegend?“

„Dös is gar loa Gegend, Frau G'vatterin, dös is a Schweins-hag'n mit Kraut, dö oanzig, wo i in Italien z'essen kriagt hob!“ —

— Ein alpiner Rekord. „Schlächter (zu seiner Frau auf einem Aussichtspunkt): „Siechst Cenzi, dös glabst, so hoch is no loa Charlutier g'stieg'n mit acht Maß Bier im Bauch!“ — („Simplicissimus.“)

— Der Wotenlohn. Der „Straßburger Post“ wird folgendes bei den Wahlen des Jahres 1898 vorgekommene Stückchen mitgeteilt: In einem ländlichen Vorort einer größeren badischen Stadt erschien ein Wähler vor der Wahlkommission mit der Rede:

„Gute Morge, ihr Herre! Ich do der Ort, wo der Pfarrer gesait het, daß i den Zeddel hintragen soll?“

Wahlvorsteher: „Was der Pfarrer „gesait het“, geht uns nichts an; hier ist das Wahlbureau. Geben Sie Ihren Zettel her?“

Nachdem dies geschehen, bleibt der Wähler mit aufgesperrem Mund am Wahlstisch stehen.

Wahlvorsteher: „Es ist gut, Sie können jetzt gehen!“

Wähler: „He, was krieg i au, daß i den Zeddel doher tragen hab?“ —

Notizen.

— „Der Kampf um Ehre“, ein Einakter von Maximilian v. Rosenberg, ist vom Münchener Hof-Theater zur Erstaufführung angenommen worden. —

— Im Central-Theater wird in diesem Herbst eine Pariser Operette „Das Schwalbennest“ („Les hirondelles“) von Maurice Ordonneau, Musik von Henri Herblich, in Scene gehen. Diese deutsche Erstaufführung kommt früher als die französische heraus. —

— Beim Wettbewerb um Entwürfe für das Dresdener Künstlerhaus wurden preisgekrönt: Schilling-Altona, Gräbner-Dresden und M. S. Kühne-Dresden. —

— Ein interessantes Bruchstück der griechischen Romanlitteratur hat der Papyrusforscher Grenfell in seinen Funden entdeckt: es ist ein indisches Märchen, in dem eine schöne Griechin aus den Händen räuberischer Inder befreit wird. Der Profalet hat eine starke poetische Färbung. Der Verfasser läßt die Inder in ihrer Sprache reden, indem er die Barbarenworte mit griechischen Buchstaben wiedergiebt. —

— Ein ausgehobener Adlerhorst. Aus Meran wird der „N. Fr. Pr.“ berichtet: Den Jägern Hirschberger sen. und jun. und dem Jagdaufseher Bunt gelang es, einen Adlerhorst auszuheben, der in den Prästira-Felswänden unweit des Biz Mont zwei junge Steinadler barg. Während die alten Tiere abwehrend waren, ließ sich Hirschberger jun. an einem 29 Meter langen Seil in eine Schlucht hinab, wo es ihm nach großen Anstrengungen möglich wurde, das in eine ziemlich große Felsengrotte eingebaute Nest zu erreichen. Die Jungen schienen ca. 4 Wochen alt zu sein. Ihrer habhaft zu werden und sie an die Oberfläche zu den andern beiden Jagdteilnehmern zu bringen, war eine schwere, geradezu lebensgefährliche Arbeit. Im Horst lagen neben Nesten von Alpenhasen, Schneehühnern zc. eine halbe Gemse und ein Marmeltier. —